



ALEXANDRE
DUMAS

it

DIE KAMELIENDAME
NEU ÜBERSETZT VON ANDREA SPINGLER

INSEL

Paris im 19. Jahrhundert, rauschende Feste und Champagner: Marguerite Gautier ist die Königin der Pariser Halbwelt, schön und rätselhaft. Die einzigen Blumen, die sie entgegennimmt, sind Kamelien. Als der junge Bourgeois Armand Duval sich heftig in sie verliebt, gibt sie ihr freizügiges Leben auf. Doch Armands Vater sorgt sich um das Ansehen der Familie – Marguerite ist bereit, ihre Liebe zu opfern . . .

Bei seinem Erscheinen löste dieser dramatische Roman von Liebe und Entsagung einen großen Skandal aus und wurde zum Bestseller. Nun liegt *Die Kameliendame* in einer glanzvollen Neuübersetzung vor – ein wunderbares Leseerlebnis.

Alexandre Dumas (d.J.) wurde am 24. Juli 1824 in Paris geboren. Als Schriftsteller trat er in die Fußstapfen seines gleichnamigen Vaters, der ihm den Zugang in die Pariser Literatenszene ermöglichte, sich in familiären Dingen jedoch zeitlebens von seinem unehelichen Sohn distanzierte. Neben Romanen verfasste er zahlreiche Bühnenstücke und gilt als Begründer des Gesellschaftsdramas. *Die Kameliendame* ist sein bekanntestes Werk. Dumas starb am 27. November 1895 in Marly-le-Roi bei Paris.

Andrea Spingler, geboren 1949 in Stuttgart, ist seit 1980 als freie Übersetzerin tätig. Sie hat unter anderem Werke von Marguerite Duras, Alain Robbe-Grillet, Patrick Modiano, Jean-Paul Sartre, André Gide ins Deutsche übertragen. 2007 wurde sie mit dem Eugen-Helmlé-Preis für herausragende deutsch-französische Übersetzungen ausgezeichnet, 2012 mit dem Prix lémanique de la traduction. Sie lebt in Oldenburg und Südfrankreich.

insel taschenbuch 4267

Alexandre Dumas

Die Kameliendame



ALEXANDRE DUMAS (d.J.)

Die Kameliendame

Roman

Aus dem Französischen
von Andrea Spingler

Insel Verlag

Originaltitel: La Dame aux camélias
Erstausgabe in Buchform: 1848
Umschlagabbildung: The Bridgeman Art Library, Berlin

Erste Auflage 2015

insel taschenbuch 4267

© Insel Verlag Berlin 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: Cornelia Niere, München

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35967-8

Die Kameliendame

Meiner Ansicht nach kann man erst dann Figuren erschaffen, wenn man die Menschen genau studiert hat, so wie man eine Sprache erst dann sprechen kann, wenn man sie ernsthaft gelernt hat.

Da ich zum Erfinden noch nicht alt genug bin, begnüge ich mich damit, zu berichten.

Der Leser darf also sicher sein, daß die Geschichte, deren Protagonisten bis auf die Heldin alle noch leben, wirklich geschehen ist.

Im übrigen gibt es in Paris für die meisten der Tatsachen, die ich hier zusammentrage, Zeugen, die sie bestätigen könnten, sollte mein Zeugnis nicht ausreichen. Ein besonderer Umstand hat es allein mir ermöglicht, sie aufzuschreiben, denn nur ich wurde Mitwiser der letzten Einzelheiten, ohne die der Bericht nicht vollständig und auch nicht interessant wäre.

Diese Einzelheiten nun kamen mir folgendermaßen zur Kenntnis: Am 12. März 1847 las ich in der Rue Laffitte einen großen gelben Anschlag, auf dem der Verkauf von Möbeln und kostbaren Raritäten angekündigt wurde. Die Ursache war ein Todesfall. Die verstorbene Person wurde nicht genannt, die Versteigerung aber sollte am 16. März von zwölf bis fünf Uhr nachmittags in der Rue d'Antin Nr. 9 stattfinden.

Außerdem besagte der Anschlag, daß am 13. und 14. März Wohnung und Möbel zu besichtigen seien.

Ich war schon immer ein Liebhaber von Raritäten. Die Gelegenheit, wenn nicht welche zu kaufen, so doch wenigstens anzuschauen, wollte ich mir nicht entgehen lassen.

Am nächsten Tag begab ich mich in die Rue d'Antin Nr. 9.

Es war noch früh, trotzdem hatten sich bereits Besucher in der Wohnung eingefunden und sogar Besucherinnen, die, ob schon selbst in Samt und Kaschmir gehüllt und vor der Tür von eleganten Coupés erwartet, mit Staunen, ja, mit Bewunderung den Luxus betrachteten, der sich ihren Blicken darbot.

Später, als auch ich mit der Besichtigung begann, verstand ich die Bewunderung und das Staunen, denn es war leicht zu erkennen, daß ich mich in der Wohnung einer Kurtisane befand. Wenn es aber etwas gibt, was die Damen der Gesellschaft gerne sehen möchten, und es waren dort Damen der Gesellschaft, dann ist es das Interieur jener Frauen, die sie mit ihren Equipagen tagtäglich übertrumpfen, die wie sie und neben ihnen eine Loge in der Oper und im Théâtre des Italiens haben und die in Paris die unverschämte Opulenz ihrer Schönheit, ihres Schmucks und ihrer Skandale zur Schau stellen.

Diejenige, in deren Wohnung ich mich befand, war tot: die tugendhaftesten Frauen konnten also bis in ihr Schlafzimmer vordringen. Der Tod hatte die Luft dieses prächtigen Sündenpfeils gereinigt, und im übrigen mochte als Entschuldigung gelten, so es denn einer bedurfte, daß diese Frauen zu einer Versteigerung erschienen, ohne zu wissen, zu wem sie da kamen. Sie hatten die Anschlagzettel gelesen, sie wollten besichtigen, was diese versprochen, und im voraus ihre Wahl treffen, ganz einfach; das hinderte sie nicht, inmitten all dieser Wunderdinge nach den Spuren jenes Kurtisanenlebens zu suchen, von dem man ihnen zweifelsohne Sonderbares berichtet hatte.

Leider waren mit der Göttin auch die Geheimnisse aus der Wohnung verschwunden, und die Damen fanden nur das vor, was jetzt, nach dem Tod, zum Verkauf stand, aber beim besten Willen nichts von dem, was zu Lebzeiten der Mieterin hier verkauft worden war.

Im übrigen gab es einiges zu erwerben. Das Mobiliar war superb. Möbel aus Rosenholz und Boulle-Arbeiten, Vasen aus

Sèvres und China, Meißener Porzellanfiguren, Satin, Samt und Spitze, nichts fehlte.

Ich spazierte durch die Wohnung und folgte den vornehmen Neugierigen, die mir zuvorgekommen waren. Sie betraten ein mit persischen Stoffen ausgekleidetes Kabinett, das sie, noch bevor ich ebenfalls eintreten konnte, hastig und lächelnd wieder verließen, als schämten sie sich für diese neue Sehenswürdigkeit. Mein Wunsch hineinzugehen wurde nur um so lebhafter. Es war das minutiös ausgestattete Ankleidezimmer, in dessen Details die Verschwendungssucht der Verstorbenen ihren Höhepunkt erreicht zu haben schien.

Auf einem großen, an der Wand stehenden Tisch von drei Fuß Breite und sechs Fuß Länge funkelten lauter Kleinode von Aucoc und Odiot. Es war eine wunderbare Sammlung, und keiner der unzähligen, für eine Frau wie die, bei der wir uns befanden, so unverzichtbaren Toilettengegenstände bestand aus einem anderen Metall als Gold oder Silber. Diese Sammlung freilich konnte nur nach und nach entstanden sein, und es war nicht ein und dieselbe Leidenschaft, die ihr zu solcher Vollständigkeit verholfen hatte.

Da ich vor dem Anblick des Ankleidezimmers einer Kurtisane nicht zurückschreckte, untersuchte ich mit Vergnügen jede Einzelheit und stellte fest, daß all diese wunderbar ziselierten Gerätschaften mit mancherlei Initialen und unterschiedlichen Kronen gekennzeichnet waren.

Ich betrachtete diese Dinge, von denen mir ein jedes die Prostitution des armen Mädchens vor Augen führte, und dachte bei mir, daß ihr Gott wahrhaft gnädig war, denn er hatte ihr die übliche Strafe erspart und sie in ihrem Luxus und ihrer Schönheit sterben lassen, bevor das Alter, jener erste Tod der Kurtisanen, sie ereilte.

In der Tat, was ist trauriger anzusehen als das alternde Laster, besonders bei einer Frau? Es hat nichts Würdevolles an sich, es

erregt kein Interesse. Die ewige Reue, nicht über den eingeschlagenen Irrweg, sondern über die falschen Berechnungen und das vergeudete Geld, ist etwas vom Betrüblichsten, was einem begegnet. Ich kannte so eine Frau mit galanter Vergangenheit, der nichts davon geblieben war als eine Tochter. Diese war beinahe genauso schön, wie ihre Mutter es, dem Urteil der Zeitgenossen zufolge, einst gewesen war, aber die Mutter sagte zu der Ärmsten immer nur dann »du bist doch meine Tochter«, wenn sie forderte, nun im Alter von ihr ernährt zu werden, wie sie früher das Kind ernährt hatte, und Louise, wie das arme Geschöpf hieß, gehorchte ihrer Mutter, gab sich willenslos, leidenschaftslos, lustlos hin, genauso wie sie irgendeinen Beruf ausgeübt hätte, wäre denn jemand auf den Gedanken gekommen, sie einen solchen erlernen zu lassen.

Der ständige Anblick der Ausschweifung, eine frühreife, von dem stets kränklichen Zustand des Mädchens begünstigte Liederlichkeit, hatten den Sinn für Gut und Böse in ihr ausgelöscht, den Gott ihr vielleicht mitgegeben hatte, den zu entwickeln aber niemandem eingefallen war.

Ich werde mich immer an dieses junge Mädchen erinnern, das fast jeden Tag zur gleichen Zeit über die Boulevards ging. Ihre Mutter begleitete sie so beharrlich, wie es eine wahre Mutter mit ihrer Tochter getan hätte. Ich war damals sehr jung und bereit, die leichtfertige Moral meines Jahrhunderts für mich zu übernehmen. Doch ich weiß noch, daß ich angesichts dieser skandalösen Überwachung nur Verachtung und Abscheu empfand.

Hinzu kommt, daß kein Jungfrauenantlitz je solche Unschuld ausstrahlte, einen solchen Ausdruck melancholischen Leidens trug.

Die Gottergebenheit selbst, hätte man glauben können.

Eines Tages hellte sich die Miene des Mädchens auf. Inmitten der Ausschweifungen, die ihr die Mutter aufzwang, schien es

der Sünderin, als würde ihr ein Glück zuteil. Denn warum sollte Gott, wenn er ihr schon keine Kraft gegeben hatte, sie auch noch ohne Trost die schwere Bürde ihres Lebens tragen lassen? Eines Tages also bemerkte sie, daß sie schwanger war, und alles, was noch keusch an ihr war, bebte vor Freude. Die Seele kennt seltsame Schlupfwinkel. Louise lief zu ihrer Mutter, um ihr die Nachricht zu verkünden, die sie so froh machte. Es ist beschämend, doch wir befassen uns hier nicht zum Spaß mit der Unmoral, wir erzählen eine wahre Begebenheit, die wir vielleicht besser verschwiegen, würden wir nicht glauben, daß man hin und wieder auf die Qualen dieser Menschen hinweisen muß, die man verurteilt, ohne sie anzuhören, die man verachtet, ohne sie zu befragen; es ist beschämend, sagen wir, doch die Mutter gab ihrer Tochter zur Antwort, es sei schon für zwei nicht viel da, für drei aber gewiß nicht genug; solche Kinder seien unnütz und eine Schwangerschaft verlorene Zeit.

Am nächsten Tag kam eine Hebamme, von der wir nicht mehr sagen müssen, als daß sie eine Freundin der Mutter war; Louise blieb danach einige Tage im Bett, und als sie sich wieder erhob, war sie blasser und schwächer denn je.

Drei Monate später erregte sie das Mitleid eines Mannes, der sich ihre moralische und körperliche Heilung angelegen sein ließ; der letzte Schlag aber war zu stark gewesen, und Louise starb an den Folgen der Fehlgeburt, die sie erlitten hatte.

Die Mutter lebt noch. Wie? Das weiß Gott.

Diese Geschichte war mir wieder in den Sinn gekommen, während ich die silbernen Toilettengegenstände betrachtete, und über meinen Gedanken mußte einige Zeit verstrichen sein, denn in der Wohnung war nun niemand mehr außer mir und einem Aufseher, der von der Tür aus genau aufpaßte, ob ich auch nichts entwendete.

Ich sprach den guten Mann an, dem ich zu so ernster Besorgnis Anlaß gab.

»Monsieur, könnten Sie mir sagen, wie die Person hieß, die hier wohnte?«

»Mademoiselle Marguerite Gautier.«

Dieses Mädchen kannte ich vom Sehen.

»Wie«, sagte ich zu dem Aufseher, »Marguerite Gautier ist gestorben?«

»Ja, Monsieur.«

»Und wann?«

»Vor drei Wochen, glaube ich.«

»Und warum läßt man die Wohnung besichtigen?«

»Die Gläubiger dachten, für die Versteigerung könnte das förderlich sein. Die Leute sehen schon vorher, welche Wirkung die Stoffe und Möbel haben, verstehen Sie, das regt zum Kaufen an.«

»Hatte sie denn Schulden?«

»Oh, Monsieur, eine Menge.«

»Aber durch den Verkauf werden sie sicherlich getilgt?«

»Mehr als das.«

»Und wem kommt dann der Überschuß zu?«

»Ihrer Familie.«

»Hat sie denn Familie?«

»Es scheint so.«

»Danke, Monsieur.«

Der Aufseher, nun nicht mehr besorgt, grüßte mich, und ich ging hinaus.

Armes Mädchen, dachte ich auf dem Heimweg, sie muß sehr traurig gestorben sein, denn in ihrer Welt hat man nur Freunde, solange es einem gutgeht. Und ob ich wollte oder nicht, dauerte mich das Schicksal Marguerite Gautiers.

Es mag vielen Leuten lächerlich erscheinen, aber ich habe unendliche Nachsicht mit den Kurtisanen, und ich mache mir nicht einmal die Mühe, diese Nachsicht zu hinterfragen.

Als ich einmal zur Präfektur ging, um einen Paß abzuholen,

sah ich in einer Nebenstraße ein Mädchen, das von zwei Polizisten abgeführt wurde. Ich weiß nicht, was das Mädchen getan hatte, alles was ich sagen kann, ist, daß sie unter heißen Tränen ein wenige Monate altes Kind küßte, von dem sie durch ihre Verhaftung getrennt wurde. Seit diesem Tag habe ich nie mehr eine Frau auf den ersten Blick verachten können.

II

Die Versteigerung sollte am 16. stattfinden.

Zwischen Besichtigung und Verkauf war ein Tag Pause eingelegt worden, damit die Handwerker Zeit hatten, Wandbespannungen, Vorhänge und so weiter abzunehmen.

Damals kam ich von einer Reise zurück. Es war nur normal, daß Marguerites Tod nicht zu den Ereignissen gehörte, von denen einem Freunde sofort berichten, wenn man in die Hauptstadt der Neuigkeiten zurückkehrt. Marguerite war schön, doch so viel Aufsehen das extravagante Leben jener Frauen erregt, so wenig tut es ihr Tod. Es sind Sonnen, die untergehen, wie sie aufgegangen sind, ohne Glanz. Von ihrem Tod, falls sie jung sterben, erfahren alle ihre Liebhaber gleichzeitig, denn die Liebhaber eines bekannten Mädchens haben in Paris fast alle vertrauten Umgang miteinander. Sie tauschen ein paar Erinnerungen an sie aus, und ihr Leben geht weiter, ohne daß es durch diesen Zwischenfall auch nur von einer Träne getrübt wird.

Tränen sind, wenn man fünfundzwanzig ist, heutzutage etwas so Seltenes geworden, daß man sie nicht an die erstbeste verschwenden kann. Selbst Eltern, die dafür bezahlen, daß man sie beweint, werden es höchstens wegen der Summe, die sie es sich kosten lassen.

Ich mit meiner vorhin eingestandenen instinktiven Nach-

sicht, meinem natürlichen Mitleid, ich mußte, obwohl keiner von Marguerites Toilettegegenständen meine Initialen trug, länger an ihren Tod denken, als sie es vielleicht verdiente.

Ich erinnerte mich, Marguerite sehr oft auf den Champs-Élysées begegnet zu sein, wo sie täglich in einem von zwei herrlichen Pferden gezogenen kleinen blauen Coupé erschien, und an ihr eine Vornehmheit bemerkt zu haben, die bei ihresgleichen eher unüblich ist, eine Vornehmheit, die ihre wirklich außergewöhnliche Schönheit noch betonte.

Wenn diese unglücklichen Geschöpfe ausfahren, werden sie stets von irgend jemandem begleitet.

Da kein Mann sich gern öffentlich zu den nächtlichen Beziehungen bekennt, die er mit ihnen unterhält, und da sie die Einsamkeit fürchten, nehmen sie entweder eine der weniger Glücklichen mit, die keinen Wagen besitzen, oder eine jener alten Kokotten, deren Koketterie durch nichts begründet ist und die man bedenkenlos ansprechen kann, wenn man Näheres über die, denen sie Gesellschaft leisten, erfahren will.

Mit Marguerite verhielt es sich anders. Sie kam mit ihrem Wagen, in dem sie sich so unsichtbar wie möglich machte, stets allein auf die Champs-Élysées, im Winter in einen großen Kaschmirschal gehüllt, im Sommer sehr einfach gekleidet; und obwohl sie auf ihrer bevorzugten Wegstrecke viele Leute traf, die sie kannte, war ihr Lächeln, wenn sie zufällig jemandem eines schenkte, nur für diesen allein sichtbar. Eine Herzogin hätte so lächeln können.

Sie promenierte nicht vom Rond-Point bis zum Eingang der Champs-Élysées, wie es alle ihre Kolleginnen tun und taten. Ihre beiden Pferde brachten sie rasch in den Bois de Boulogne. Dort stieg sie aus dem Wagen, ging eine Stunde spazieren, stieg wieder ein und kehrte mit ihrem Gespann im Trab nach Hause zurück.

All diese Beobachtungen, die ich hatte machen können, zo-

gen an meinem inneren Auge vorüber, und ich bedauerte den Tod dieses Mädchens, wie man die Zerstörung eines schönen Kunstwerks bedauert.

Eine bezauberndere Schönheit als die Marguerites war nämlich kaum vorstellbar.

Fast schon übertrieben groß und schlank, besaß sie im höchsten Grade das Geschick, durch die Anordnung ihrer Kleidungsstücke diesen Mangel der Natur wettzumachen. Ihr Kaschmirschal, dessen Spitze die Erde berührte, gab auf beiden Seiten die breiten Volants eines Seidenkleides frei, und der dicke Muff, der ihre Hände verbarg und den sie an ihre Brust drückte, war von so kunstvoll gelegten Falten umrahmt, daß auch das anspruchsvollste Auge nichts an ihren Umrissen zu beanstanden hatte.

Auf den wunderhübschen Kopf verwandte sie besondere Sorgfalt. Er war sehr klein, Musset würde sagen, ihre Mutter hatte ihn wohl so gemacht, weil sie ihn sorgfältig machen wollte.

Denken Sie sich in einem Oval von unbeschreiblicher Anmut schwarze Augen, überwölbt von feinen Brauenbögen, die wie gemalt wirken; verschleiern Sie diese Augen mit langen Wimpern, die, wenn sie sich senken, Schatten auf den rosa Teint der Wangen werfen; zeichnen Sie eine schmale, gerade, geistreiche Nase, die Nasenflügel leicht geweitet von einer brennenden Sehnsucht nach dem sinnlichen Leben; dazu einen regelmäßigen Mund, dessen Lippen sich anmutig auf milchweiße Zähne öffnen; verleihen Sie der Haut jenes Samtige der Pfirsiche, die noch keine Hand berührt hat, und Sie haben das ganze reizende Köpfchen.

Das pechschwarze Haar, natürlich gewellt oder nicht, teilte sich auf der Stirn in zwei breite Bänder, die sich um den Kopf legten, wobei sie ein Stück der Ohren freiließen; daran funkelten zwei Diamanten im Wert von jeweils vier- bis fünftausend Francs.

Wie unverändert Marguerites Gesicht, trotz ihres fiebrigen Lebens, den jungfräulichen, ja kindlichen Ausdruck bewahrte, der typisch für sie war, das können wir nur feststellen, ohne es zu verstehen.

Marguerite besaß ein wunderbares Porträt, das Vidal von ihr angefertigt hatte, der einzige, der mit seinem Stift instande war, sie wiederzugeben. Dieses Porträt habe ich, nach ihrem Tod, einige Tage zu meiner Verfügung gehabt, und es war von so erstaunlicher Ähnlichkeit, daß es mir bei den Beschreibungen half, für die mein Gedächtnis vielleicht nicht ausgereicht hätte.

Manche Einzelheiten in diesem Kapitel habe ich erst später erfahren, doch ich erwähne sie gleich, um sie nicht nachtragen zu müssen, wenn die bemerkenswerte Geschichte dieser Frau beginnt.

Marguerite versäumte keine Premiere und verbrachte all ihre Abende im Theater oder beim Tanz. Jedesmal, wenn ein neues Stück gegeben wurde, konnte man sicher sein, sie zu sehen und dazu die drei Dinge, von denen sie sich nie trennte und die stets auf der Brüstung ihrer Parkettloge lagen: ihr Opernglas, eine Tüte mit Naschwerk und ein Strauß Kamelien.

Fünfundzwanzig Tage im Monat waren die Kamelien weiß, an fünf Tagen waren sie rot; man hat nie herausgefunden, was es mit diesem Farbunterschied auf sich hatte, den ich erwähne, ohne ihn erklären zu können, und den das Stammpublikum der von ihr frequentierten Theater und ihre Freunde ebenso bemerkt haben wie ich.

Marguerite ist nie mit anderen Blumen gesehen worden, immer nur mit Kamelien. So nannte man sie bei ihrer Floristin, Madame Barjon, schließlich die Kameliendame, und dieser Beiname ist ihr geblieben.

Außerdem wußte ich, wie alle, die in Paris einen gewissen Umgang pflegen, daß Marguerite die Mätresse der elegantesten

jungen Leute gewesen ist, daß sie selbst kein Hehl daraus machte und diese sich dessen sogar rühmten, was bewies, daß Liebhaber und Mätresse miteinander zufrieden waren.

Seit ungefähr drei Jahren freilich, seit einer Reise nach Bagnères, lebte sie, wie es hieß, nur noch mit einem alten, ungeheuer reichen ausländischen Herzog zusammen, der versuchte, sie so weit wie möglich von ihrem vergangenen Leben fernzuhalten, was sie sich anscheinend recht bereitwillig gefallen ließ.

Folgendes hat man mir darüber erzählt.

Im Frühjahr 1842 war Marguerite so schwach, so verändert, daß die Ärzte ihr eine Badekur verordneten und sie nach Bagnères aufbrach.

Unter den Kranken dort befand sich auch die Tochter des Herzogs, die nicht nur an der gleichen Krankheit litt, sondern obendrein Marguerite so ähnlich sah, daß man sie für Schwestern hätte halten können. Nur war die junge Herzogin bereits im dritten Stadium der Schwindsucht und erlag ihr wenige Tage nach Marguerites Ankunft.

Der Herzog war in Bagnères geblieben, so wie man auf dem Boden bleibt, in dem ein Stück des eigenen Herzens begraben liegt, und erblickte eines Morgens Marguerite an einer Wegbiegung.

Er meinte den Schatten seines Kindes vor sich zu haben und ging auf sie zu, ergriff ihre Hände, küßte sie weinend und flehte, ohne sie zu fragen, wer sie sei, um die Erlaubnis, sie wiedersehen und in ihr das lebendige Abbild seiner toten Tochter lieben zu dürfen.

Marguerite, die in Bagnères mit ihrem Mädchen allein war und im übrigen keine Angst hatte, sich zu kompromittieren, gewährte dem Herzog, worum er sie bat.

In Bagnères hielten sich Leute auf, die Marguerite kannten und sich berufen fühlten, den Herzog von der wahren Stellung Mademoiselle Gautiers in Kenntnis zu setzen. Es war ein

Schlag für den Greis, denn hier hörte die Ähnlichkeit mit seiner Tochter auf, doch es war zu spät. Die junge Frau war seinem Herzen zum Bedürfnis geworden und für ihn der einzige Grund, die einzige Entschuldigung, daß er immer noch lebte.

Er machte ihr keine Vorwürfe, er hatte nicht das Recht, ihr etwas vorzuwerfen, aber er fragte sie, ob sie sich in der Lage sähe, ihr Leben zu ändern, und bot ihr für dieses Opfer alle Entschädigungen, die sie sich nur wünschen konnte. Sie versprach es.

Man darf nicht vergessen, daß Marguerite, eine schwärmerische Natur, damals krank war. Eine der Hauptursachen für ihre Krankheit schien ihr die Vergangenheit zu sein, und so hoffte sie abergläubisch, Gott werde ihr Schönheit und Gesundheit gewähren im Austausch gegen Reue und Umkehr.

Tatsächlich hatten die Bäder, die Spaziergänge, die natürliche Müdigkeit und der Schlaf sie einigermaßen wiederhergestellt, als der Sommer zu Ende ging.

Der Herzog begleitete Marguerite nach Paris, wo er sie weiterhin besuchte wie in Bagnères.

Dieses Verhältnis, von dem man nicht recht wußte, wie es entstanden und wodurch es motiviert war, erregte hier beträchtliches Aufsehen, denn der Herzog, der für sein großes Vermögen bekannt war, machte jetzt durch seine Verschwendungssucht auf sich aufmerksam.

Die Nähe zwischen dem alten Herzog und der jungen Frau schrieb man der bei reichen Greisen so häufigen Libertinage zu. Man vermutete alles, nur nicht das, was tatsächlich war.

Die Gefühle dieses Vaters für Marguerite hatten aber eine so keusche Ursache, daß jede nicht rein seelische Beziehung ihm wie Inzest vorgekommen wäre, und er sagte niemals ein Wort zu ihr, das seine Tochter nicht hätte hören dürfen.

Der Gedanke liegt uns fern, aus unserer Heldin etwas anderes zu machen, als sie war. Sagen wir also, solange sie in Bagnères